



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Universität Breslau in den Händen der Jesuiten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Universität Breslau in den Händen der Jesuiten.

Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der kathol. theol. Facultät von Dr. Joseph Reinkens Professor an der Universität Breslau. 1861. 4. 132 S.

Wie uns die Vorrede belehrt, war die Bearbeitung der Geschichte der Jesuitenhochschule, welche von Leopold dem Ersten 1702 gegründet hier bis zum Jahre 1811 bestanden hat, ursprünglich als eine zur Feier des Universitätsjubiläums im Auftrage des Senates auszuführende Festschrift beabsichtigt, wurde aber dann durch einen neuen Beschluß ausschließlich der kathol. theol. Facultät überlassen, und wie wir glauben, mit vollem Rechte, da eigentlich doch nur diese letztere ein Interesse hat, sich des Zusammenhanges mit jener Anstalt, welche weder dem Geiste noch der Form nach jemals eine eigentliche Universität gewesen und jedenfalls ihre Bedeutung nur auf dem Gebiete der katholischen Kirche hat, bewußt zu erhalten. Es macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man nach diesen festlichen Tagen, wo die wahrhaft überraschende freudige Theilnahme der ganzen Bevölkerung des großen Breslauer an dem schönen Feste, der Universität deutlich zeigte, in wie hohem Grade diese Hochschule mit der Bürgerschaft verwachsen ist, jener Anstalt gedenkt, welche nur unter dem heftigsten, nachhaltigsten, vor keinem Opfer zurückschauenden Widerstande des Rathes und der Bürgerschaft ins Leben gerufen werden konnte und in der ganzen Zeit ihres Bestehens der Stadt Breslau, gelindestens gesagt, vollständig fremd geblieben ist. Man konnte nicht umhin, mit einer gewissen Neugierde die vorliegende Schrift aufzuschlagen, um zu sehen, ob wohl der Verfasser als Professor der kathol. Theologie hier eine Ehrenrettung jener Anstalt versuchen und wie er es anfangen würde, dieselbe zu Ehren zu bringen. Schon die Vorrede ließ uns einen ernstlichen Kampf gegen die bisher geltend gewesene Meinung vorkommen. Wenn hier davon gesprochen wird, wie kaum in einer andern Stadt die Pflanzstätte der Wissenschaften, um Wurzel zu fassen, einen so schweren, so lange andauernden Kampf hauptsächlich mit dem „engherzigen Eigennutze“ zu bestehen gehabt hatte, so hatten wir alle Ursache, neugierig



zu werden, auf welche Weise eine solche Auffassung des Kampfes einer überwiegend protestantischen Bürgerschaft gegen eine ihr octroyirte Jesuitenschule, deren sehr praktische Tendenzen doch Niemandem ein Geheimniß waren, sich würde rechtfertigen lassen, und nicht minder mußten wir gespannt werden auf den Nachweis, in wie fern die Patres der Leopoldina das geforderte Ideal: „auf der königlichen Höhe des in der Wahrheit frei gewordenen Geistes zu stehen“, erreicht haben sollten.

Nach einigen Erörterungen über die Anfänge deutscher Cultur in Schlesien, und über die Entwicklung der Domschule zu Breslau kommt der Verfasser auf Seite 7 zu dem i. J. 1505 von den Breslauern betriebenen Projecte der Gründung einer Universität in ihrer Stadt. Als Ursache zu diesem Verlangen sieht er die von den Breslauern in den Kämpfen gegen Podiebrad mit Heldenmuth bethätigte „Liebe zum wahren Glauben“ an, welche in Breslau in der Hochschule sich eine geistige Schutzwehr gegen die hussitische Ketzerei hätte schaffen wollen. Aufrichtig beklagt er dann das Scheitern dieses Projectes, welches die Schwierigkeit, eine geeignete Dotation zu finden, und die mangelnde Hingebung des einheimischen Klerus verschuldet. Die Universität wäre damals ins Leben getreten, sagt der Verfasser Seite 17, hätte die Stadt damals Männer, namentlich Geistliche gehabt, „in denen der Geist der Universitäten lebendig gewesen wäre. — Und dann würden Dr. Heß und Dr. Moibau in Schlesien schwerlich berühmt sein;“ mit andern Worten, Schlesien würde vor der Reformation behütet worden sein. Da müssen wir doch alles Ernstes Protest erheben. Daß der Geist der Universitäten, das ist doch kein andrer als der Geist der freien Wissenschaft, oder, um mit den Worten des Verfassers zu reden, „der in der Wahrheit freigewordne Geist“, dem Principe des Protestantismus hätte feindlich entgetreten sollen und eine Schutzwehr bilden für einen starren Autoritätsglauben, das ist wirklich schwer denkbar. — Aber auch noch nach einer andern Seite erregt jene Darstellung Bedenken. In der mit der vorliegenden Schrift gleichzeitig erschienenen Geschichte Breslau's unter den Pfaften von C. Grünhagen lesen wir S. 93 ff. von der unkirchlichen Gesinnung der Breslauer im vierzehnten Jahrhundert, wie sie im Bewußtsein ihrer vollständigen Unabhängigkeit von der bischöflichen Gewalt dieser auch auf dem geistlichen Gebiete auf das Keckste widerstreben, Bann und Interdict für Nichts achten, allerlei Ketzereien begünstigen u. und dieselbe Bürgerschaft erscheint nun ein Jahrhundert später als die eifrigste Vertheidigerin des strengen Kirchenglaubens, in den Kämpfen gegen Podiebrad orthodoxer als der Bischof, ja als der Papst selbst. Noch 1505 schwärmen sie für Errichtung einer Universität, wie der Verfasser sagt, zum Schutze gegen die hussitische Ketzerei, während dieselben Bürger nur zwanzig Jahre später mit seltner Einmüthigkeit sich der

lutherischen Ketzerei in die Arme werfen. Sind diese Widersprüche Herrn Professor Reinkens nicht auch aufgefallen? Sollte da in jenen Kämpfen mit Böhmen nicht noch ein andres Moment sehr bestimmend gewirkt haben als das religiöse? Ganz unzweifelhaft ist in der hussitischen Bewegung das in ihr so lebendig hervortretende czechische Element das, was den Schlesiern so antipathisch entgegentritt. Die hier auf ursprünglich slavischem Boden angesiedelten Deutschen täuschen sich nicht über die Gefahren, welche ihnen von einem Wiederausleben des slavischen Elementes in dem benachbarten Böhmen drohen, und ich zweifle gar nicht daran, daß die Breslauer Georg Podiebrad die hussitische Ketzerei gar wohl verziehen hätten, wäre nicht die nationale Ketzerei des Czementhums so eng mit jener verbunden gewesen, und was nun speciell die Absicht der Breslauer anbetrifft, in ihrer Stadt eine Hochschule zu gründen, so wurzelte diese doch unzweifelhaft hauptsächlich in den damals überall erwachenden humanistischen Bestrebungen, die ihrem Wesen nach nichts gemein haben mit jenem Fanatismus, zu dem einst Capistrano die Breslauer zu entflammen gesucht hat, und in vielen Stücken sogar der starren Orthodoxye feindlich entgegentreten und der Reformation vorarbeiten. Dem Papste gegenüber mochten die Breslauer von einer Schutzwehr gegen die hussitische Ketzerei sprechen, aber in Wahrheit hätten die Breslauer Kaufleute i. J. 1505 sich schwerlich dazu verstanden, große Opfer zu bringen für die Erhaltung des strengen Kirchenglaubens. Aber es war in der That nichts natürlicher, als daß in einer Zeit, wo das Bedürfniß größerer Bildung allgemeiner zu werden anfing, eine Stadt von so gewaltiger Bedeutung, wie das damalige Breslau war (man lese nur die Schilderungen in Gillets Krato von Krafftheim Bd. 1), eine Hochschule in ihren Mauern haben wollte, um so mehr, da, wie sie ausdrücklich geltend machen, „innerhalb vier Tagereisen von Breslau nirgend keine Akademie sich befindet.“

Es folgt in unserm Buche dann auf 36 Seiten eine ausführliche Schilderung der Verhandlungen, welche am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu der Gründung der als Universität bezeichneten Jesuitenanstalt führten, trotz des eifrigen Widerstandes der Breslauer Deputirten, die vergebens große Summen bei den verschiedenen Räten aufwendeten. Das Klägliche der damaligen Verhältnisse am Wiener Hofe tritt auch aus dieser Darstellung wenig verhüllt hervor, die schamlose Bestechlichkeit der höchsten Regierungsbeamten, die Willkür des von den Jesuiten beeinflussten Kaisers Leopold, die Allmacht des Beichtvaters Wolf, und wenn der Verfasser Leopold gegen Buttko zu vertheidigen sucht, so kommt dabei nicht mehr heraus, als daß es fraglich wird, ob der Kaiser im einzelnen Falle erst hat von seinem Beichtvater bestimmt werden müssen, oder ob er von Jugend auf schon so gut erzogen war, daß er auch aus eigenem Antriebe die Wege der Jesuiten ging. Daß das

ganze Eindringen der Jesuiten, die Gründung ihrer Anstalt und deren Fortentwicklung auf einer Reihe von Rechtsbrüchen basirte, wird nicht geleugnet, wenn gleich nicht geradezu eingestanden; und man kann es kaum eine Beschönigung nennen, wenn der Verfasser mit Beziehung hierauf (S. 62) sagt: „Die Jesuiten verstanden auch die Bedeutung der Thatfachen, welche heutzutage zwar über das historische Recht und über das christliche Sittengesetz erhoben und gestellt wird, aber in ihrer Berechtigung und Wichtigkeit für den Sieg des Guten viel zu wenig erkannt und geltend gemacht wird“, obwohl es nicht ganz leicht ist, den letzteren Zusatz unverfänglich zu deuten. S. 21 sagt der Verfasser: „der Grund (nämlich des Schreckens, welchen die Stadt Breslau bei der ersten Kunde von der beabsichtigten Gründung der Jesuitenuniversität erfüllte) ist zuerst zu suchen in dem Begriffe, welchen die Breslauer von der Mission und der Absicht der Jesuiten in Schlesien und insbesondere in ihrer Stadt hatten.“ Dies sieht doch aus, als ob die Breslauer einen unrichtigen oder nur halb richtigen Begriff davon gehabt hätten, und doch gibt der Verfasser gleich darauf in den klarsten Worten zu, daß jene Gründung als Hauptzweck die Ausrottung der protestantischen Lehre gehabt habe. Der unverkennbar spöttische Ton, mit welchem der Verfasser hierbei von der Opposition der Breslauer spricht, deren Berechtigung von ihrem Standpunkte aus er S. 21 zugesteht, scheint demnach wenig motivirt und man weiß kaum, was es heißen soll, wenn er den ganzen Abschnitt mit den Worten schließt: „die Universität war gegründet dem ganzen Lande und der Stadt insbesondere zur außerordentlichen Zierde; die Stadt erbehte vor dieser Zierde, aber die Häuser stürzten nicht ein, die Menschen blieben nicht todt, der Handel und Wandel hörte nicht auf; sondern die Stadt fuhr fort zu wachsen und zu blühen — doch ohne durch Ausbreiten ihrer Handelszweige in den Himmel hinein zu wachsen.“ Ja dafür war gesorgt unter einer Regierung, wie die habsburgische war. Aber sieht es nicht aus, als freute sich der Verfasser darüber, daß die Stadt in jener Zeit nicht mehr so prosperirte wie früher? Und weshalb? Doch wohl aus keinem andern Grunde, als weil es eine protestantische Stadt war, weil der wachsende Wohlstand die Herzen noch hätte verstockter machen können gegenüber den Anstrengungen der Jesuiten zur Wiedererweckung des seligmachenden Glaubens?

Sehen wir so in dem ganzen ersten Theile des vorliegenden Werkes den Verfasser Partei nehmen für die Jesuiten, so muß es uns nun um so mehr überraschen, wenn er dann in dem zweiten Theile die Wirksamkeit der neu gegründeten Anstalt einer scharfen Kritik unterzieht, durch welche er im Wesentlichen ganz zu derselben Anschauung kommt, welche bisher ziemlich allgemein geltend war. Der Verfasser führt selbst (S. 54) das Wort eines hochgestellten Mannes am Hofe Kaiser Leopold's an, der sich bei der Gründung der

Anstalt geäußert, es sei „eine Lumperei mit allen Jesuiten-Universitäten, die sie allein innehätten“, und in ähnlicher Weise hatte sich ein anderer hoher Beamter aus der Umgebung des Kaisers, Herr von Pein, vernehmen lassen. Und an diese Aeußerungen knüpft nun direct der Verfasser S. 99 bei seiner Besprechung der Entwicklung der Leopoldina an. Er weist zunächst auf das Ueberzeugendste nach, daß dieselbe nie im eigentlichen Sinne des Wortes eine Universität gewesen sei, daß die ursprünglich nur mit zwei Facultäten (theol. und philos.) gegründete Anstalt nie vermocht habe, sich die zwei andern (Medicin und Jurisprudenz) zu schaffen, und daß auch in der viel umfassenden philos. Facultät nur wenige Disciplinen (die historische und Naturwissenschaft so gut wie gar nicht) und auch diese nur verstümmelt vorgetragen worden, daß endlich die wissenschaftlichen Leistungen der Professoren gleich Null gewesen seien. Und er findet den Hauptgrund jener Mangelhaftigkeit sehr richtig in dem Umstande, daß jene sogenannte Universität eben in den Händen der Jesuiten gelegen habe, daß an die Stelle einer in corporativer Freiheit für sich bestehenden Genossenschaft, deren Ziel allein die Wissenschaft sein sollte, sich hier Glieder einer auf ganz anderm Boden als dem der Wissenschaft wurzelnden religiösen Gesellschaft befanden, die, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, Zwecken dienen mußten, welche ganz außerhalb des Universitätskreises lagen, und daß die starre Uniformität, in welcher der Orden seine Stärke hat, dem freien Streben der Wissenschaft schlechtthin entgegenstehe. Wenn der Verfasser neben diesem Hauptgrunde noch andere anführt, so sind diese in Wahrheit von verschwindend geringer Bedeutung, denn der Streit um die Universitätsapothek und die Druckerei hätte sicherlich die Anstalt nicht in ihrer Entwicklung gehemmt, und wenn gleich die Bürgerschaft nicht müde ward, jede weitere Ausdehnung der Baulichkeiten der Anstalt am Hofe protestirend zu bestreiten, so war das ganz gleichgültig, da die Jesuiten bei Hofe allmächtig waren und, wie der Verfasser sich früher einmal ausdrückt, „die Bedeutung der Thatsachen“ verstanden, das heißt es verstanden, vor der vollendeten Thatsache auch den berechtigtesten Einspruch verstummen zu machen.

In der That, man kann kaum schärfer das Irrationale einer Jesuitenschule nachweisen, als es hier geschehen ist, und wir wünschen aufrichtigst dem Buche recht viele Leser, namentlich in Oestreich. — Aber mit Staunen müssen wir fragen: eine so geartete, auf solchen Principien gegründete „Pflanzstätte der Wissenschaft“ hätten die Breslauer bereitwilligst aufnehmen sollen? Dem Verfasser hat es als „engherziger Eigennuz“ erscheinen können, daß die Bürgerschaft unablässig protestirt hat? Nach seiner in dem letzteren Theile ausgesprochenen Ansicht sollte man meinen, er müßte eingestehen, daß selbst wenn die Bürgerschaft Breslau's nicht, wie sie es in Wahrheit war, protestantisch,

sondern gut katholisch gewesen wäre, sie das Recht, ja die Pflicht gehabt hätte, sich eifrigst zu verwalten gegen eine Anstalt, die in der Form, wie sie hier ins Werk gesetzt werden sollte, so wenig geeignet erscheinen konnte, in Wahrheit eine „Pflanzstätte der Wissenschaft“ zu werden.

Nach der preussischen Besitzergreifung Schlesiens blieb denn den Grundsätzen Friedrichs des Großen entsprechend die Leopoldina im Wesentlichen ungeändert, und auch als i. J. 1773 Papst Clemens der Vierzehnte den Jesuitenorden aufhob, versuchten es die schlesischen Jesuiten, gestützt auf den edelmüthigen Schutz des Königs, sich hier wie in einigen andern Ländern noch weiterhin zu behaupten. Die Verhandlungen Friedrichs mit dem Papste, die sich durch mehrere Jahre hinziehen, endigen damit, daß 1776 den schlesischen Jesuiten gestattet wird, ihre pädagogische Wirksamkeit an der Universität wie an den Schulen fortzusetzen, doch nicht mehr als religiöser Orden, sondern als ein unter Aufsicht des Bischofs stehendes Schulinstitut.

Wie scharf nun auch der Verfasser jene „offene Empörung des Ordens gegen das kirchliche Oberhaupt“ tadelt, so läßt er doch den Bestrebungen des Königs, der schon aus politischen Gründen wünschen mußte, die Universität erhalten zu sehen, damit nicht der Klerus genöthigt wäre, außer Landes zu studiren, vollste Gerechtigkeit widerfahren, wie überhaupt dem großen Könige wiederholt reiches Lob gezollt wird. Nur beklagt er, daß der Unterricht auf der Universität auch jetzt wieder ausschließlich den unzureichenden Kräften der Exjesuiten des schlesischen Schulinstitutes überlassen blieb.

Wir können hier eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der an der oben erwähnten Stelle den Schlesiern gemachte Vorwurf engherziger, provinzieller Exklusivität trotz der eignen Unzulänglichkeit der Kräfte findet sich, wie er schon auf S. 5 in klaren Worten ausgesprochen wird, durch das ganze Buch in augenscheinlicher tendenziöser Weise immer wiederholt. Nun scheint es allerdings, daß der geehrte Verfasser persönlich schlimme Erfahrungen gemacht hat, und die groben Angriffe im schlesisch-katholischen Kirchenblatt, wo von „westdeutschen Zuzüglern“, die „schlesisches“ Brot essen und sich dann über Schlesien lustig machen, und von Ausländern, „die in den Weinberg Rieselfeine hineinwerfen“, gesprochen wird, bestätigen dies; doch können wir versichern, daß derartige Anschauungen nur in kleinen beschränkten Kreisen herrschend sein können, und daß der Verfasser Unrecht thut, den ganzen Volksstamm für solche Verirrungen verantwortlich zu machen; im Allgemeinen ließe sich mit weit mehr Recht den Schlesiern grade das Gegentheil vorwerfen, denn auch hier gilt das Sprichwort: „der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande“ im vollsten Maße. Aber in Wahrheit sind auch die Beispiele, in denen der Verfasser eine Bestätigung seiner Beobachtung finden will, fast ohne Ausnahme nicht stichhaltig. Er bringt nämlich jene Exklusivität in Zusammenhang mit

der in Schlessen vorherrschenden Mischung slavischen und germanischen Blutes, und findet die Anfänge derselben schon in dem Widerstande, welchen die Breslauer Bischöfe des 13. Jahrhunderts, welche sämmtlich Polen gewesen seien (der Beweis hierfür würde dem Verfasser sehr schwer fallen), gegen die deutsche Einwanderung geleistet hätten. Doch macht der Verfasser hier augenscheinlich aus sehr vereinzeltten Thatsachen unrichtige Schlüsse. Die deutsche Colonisation lag viel zu sehr im eigensten Interesse der Bischöfe, als daß sie derselben hätten widerstreben sollen, und einzelne von ihnen (vor Allen Laurentius 1208—32) haben gradezu Großes in der Beförderung deutscher Landeskultur gewirkt. Daß der schlesische Klerus im Mittelalter wissenschaftlich wenig geleistet, wollen wir nicht bestreiten und ebensowenig die Engherzigkeit der Breslauer Domgeistlichkeit in Schutz nehmen, welche bei dem Universitätsproject von 1505 nicht das mindeste Opfer bringen wollte; nur müssen wir bestreiten, daß mangelnde Opferwilligkeit eine specifisch schlesische Eigenthümlichkeit wäre; derartige Erfahrungen könnte man noch heut zu Tage aller Orten machen. Ferner aber müssen wir auf das Entschiedenste die Art und Weise mißbilligen, mit welcher der Verfasser (S. 8) auch den sogenannten Kolowratschen Vertrag von 1504 als eine Wirkung des „Inlandsschwindels“ (sic!) bespricht. Dieser Vertrag bestimmt allerdings, daß die Wählbarkeit zum Bischof von Breslau nur auf Individuen, welche in einem zur Krone Böhmen gehörigen Lande geboren wären, beschränkt bleiben sollte, doch kann man es kaum als etwas so Unerhörtes anerkennen, wenn die Schlesier verhüten wollten, daß ihnen durch den Einfluß der Curie entweder ein Pole oder sonst ein verdienstloser, mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes ganz unbekannter Ausländer octroyirt würde, und andererseits ist doch bei einer Bestimmung, welche die Wählbarkeit auf eine solche Reihe von Ländern, Böhmen, Mähren, die beiden Lausitzen, Schlessen, ausdehnt, schwerlich von schlesischer Exklusivität zu sprechen. Entschieden Unrecht aber hat der Verfasser darin, daß er vollständig verschweigt, obwol seine Quelle (Stengels Bisthumsurkunden) es ausdrücklich nachweist, wie der Hauptpunkt des Vertrages, der Angelpunkt der langen durch ihn hervorgerufenen Streitigkeiten keineswegs in jenen von dem Verfasser allein herausgehobenen Punkten liegt, sondern in dem 6. Punkte, welcher bestimmte, daß auch das Domkapitel angehalten werden dürfe, zu den Lasten des Landes beizusteuern. Da kann man denn doch, wie wir meinen, zweifelhaft werden, wo die „Engherzigkeit“ zu suchen ist, ob auf Seiten der Schlesier, die den Vertrag schlossen, oder auf Seiten des Papstes, der ihn aufhob. Daß ferner (S. 21) der schlesische einheimische Klerus und die einheimischen Bischöfe sich gegen den Protestantismus machtlos erwiesen haben, ist ein Tadel, der nicht schwer wiegt. „Die rechte Reaction konnte allein von Ausländern kommen“ d. h., wie gleich ausgeführt wird, von den Jesuiten,

welche ein hinlänglich weites Gewissen hatten und die sich auf die „Bedeutung der Thatfachen“ verstanden (S. 52). Die weitere „Engherzigkeit“ der Breslauer, welche sich die Jesuitenhochschule nicht gefallen lassen wollten, ist schon oben gewürdigt worden, und daß endlich die Jesuiten hier nie etwas in der Wissenschaft geleistet haben, dafür kann doch auch das arme Schlessien nichts, die Patres waren doch durch keinen Kolowratschen Vertrag gebunden und recrutirten sich aus der ganzen Welt. In Summa müssen wir bekennen, daß der Verfasser seinem Buche unzweifelhaft geschadet hat, indem er allerlei persönliche Erfahrungen zu allgemein historischen Momenten auszuspinnen gesucht hat, und eine bei einem Historiker am Allerwenigsten zu rechtfertigende Animosität an den Tag legt gegen die Bevölkerung, unter der und auf die er wirken soll. Ueber die Verdienste des schlessischen Klerus mag der Herr Verfasser denken wie er will, wenn er aber unbillig generalisirend einem ganzen Volksstamm allerlei üble Eigenschaft andichtet und dem Schlessiervolke, welches er als einen „nationalen Mischling“ bezeichnet, sein Deutschtum „ungemischten Stammes“ stolz gegenüberstellt, müssen wir ihm doch bemerken, daß das Schlessiervolk hier an den Marken des Vaterlandes eine treue Grenzwehr gehalten hat in unwandelbar deutscher Gesinnung vom zehnten Jahrhundert bis jetzt und niemals mit ausländischen Sympathien coquettirt hat, wie man das manchen Deutschen „ungemischten Stammes“ nachsagt, und daß Schlessien auf dem Gebiete der deutschen Kunst und Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung sich errungen hat, die zu verkennen wir Herrn Professor Reinken für nicht „engherzig“ genug halten wollen.

Charakteristisch ist dann noch der Schluß des Buches. Nachdem der Verfasser die in der Leopoldina herrschende Einmüthigkeit gelobt, fährt er fort: „es redete aus Allen derselbe Geist, und dies war der Vorzug der geistlichen Societät, wenn sie nur sonst mit der Universitäts-Corporation verträglich gewesen wäre. Die Universität selbst mußte eine Societät der Geister sein.“ Aber als wäre er hier schon zu weit gegangen, beeilt er sich eine Concession an die Theologie zu machen, indem er hinzufügt: freilich — man mag sagen, was man will — die wahrste edelste Einmüthigkeit wurzelt allein in dem, der Alles vereint, was in dem Himmel und was auf Erden ist &c. Nun, wenn diese theologische Einheit unerläßlich ist, dann hatten ja die Jesuiten Recht, und die ganze Opposition des Verfassers gegen dieselben war unmotivirt. Wir wissen zwar sehr wohl, daß auch Goethe sagt:

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister

Tiefer und tiefer gefühlt immer nur einiger macht.

Aber wir können uns doch auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß wir von einem solchen idealen Standpunkte, wenn er überhaupt je zu erreichen ist, noch sehr weit entfernt sind, und im Gegensatz zu dem

Theologen, der hier, wie es scheint, mit einem halb verhüllten glaubens-einheitlichen Stoßfuzer zu schließen sich gedrungen fühlt, halten wir es mit dem Historiker, der an mehreren Stellen, so z. B. auf S. 106, für eine Universität eine freie Entwicklung der mannigfaltigsten Kräfte verlangt, mögen auch die Resultate zuweilen diametral auseinander zu gehen scheinen, und uns als Einheit des Ganzen den Baum der Wissenschaft hinstellt.

Und in der That geht durch das ganze Buch der Gegensatz zwischen dem für akademische Selbstregierung, für Freiheit der Wissenschaft interessirten Historiker und dem katholischen Theologen, der gewisse äußere Postulate nicht von sich abweisen kann, und die Vermittlung beider Standpunkte ist dem Verfasser nicht so gelungen, daß nicht an manchen Stellen Widersprüche zu Tage träten. Wir unsrerseits haben mehrfach nicht umhin gekonnt, dem Theologen zu opponiren, dem Historiker dagegen sagen wir unsern Dank für das Buch, welches sich durch die eingehende auf wissenschaftlicher Forschung beruhende Darstellung der Gründung und Entwicklung der Leopoldina, sowie durch die Mittheilung einer Reihe von äußerst wichtigen, bisher entweder gar noch nicht oder sehr ungenau abgedruckten Actenstücken ein großes Verdienst um die schlesische Geschichte erworben hat.

## Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

5.

Die historische und monumentale Malerei. Die Bedeutung des Genre und der Landschaft in der neuesten Kunst.

Geschichtliche Bilder im eigentlichen Sinn d. h. Gemälde, welche folgenreiche Vorgänge oder Persönlichkeiten, in denen sich der Charakter und die Interessen einer Zeit bestimmend und entscheidend zusammenfassen, in einer ebenso tiefen als künstlerischen Auffassung behandeln, hat die Ausstellung eine aufzuweisen. Mag nun die Kunst durch die Hindernisse abgeschreckt sein, die sie überwinden mußte, um auf dem Gebiet der Geschichte heimisch